

JOHN SANDFORD  
Das nackte Opfer

### *Buch*

Als Rose Marie Roux in die Staatsanwaltschaft der US-Bundesbehörden aufsteigt, holt sie sich Detective Lucas Davenport als Mann für besonders heikle und politisch delikate Fälle. Sie ist seine ehemalige Vorgesetzte und weiß, was sie an ihm hat. Und dem frisch verheirateten Ehemann und jungen Vater kommt der neue Posten als Vermittler und »Friedensstifter« gerade recht, verspricht er doch Entlastung von der täglichen Routearbeit. Doch der vermeintlich beschauliche Posten entpuppt sich als höchst gefährlich, als eines Morgens zwei nackte Leichen an einem Baum im nördlichen Minnesota gefunden werden. Im Nu steht Lucas Davenport erneut im Brennpunkt hochbrisanter Ermittlungsarbeiten, denn die Toten sind eine weiße Frau und ein farbiger Mann. Das Verbrechen riecht nach Rassenhass und Lynchjustiz. Aber Davenport lässt sich nicht täuschen und findet bald heraus, dass der Doppelmord eine vollkommen andere Vorgeschichte hat, als es auf den ersten Blick scheinen will. Mit Rassenhass hat er nichts zu tun, doch die wahren Hintergründe sind nicht weniger schockierend ...

### *Autor*

John Sandford ist das Pseudonym des mit dem Pulitzerpreis ausgezeichneten Journalisten John Camp. Seine Romane finden sich regelmäßig ganz oben auf der amerikanischen Bestsellerliste. Schneller und fesselnder als er schreibt kaum ein zeitgenössischer Thriller-Autor. John Sandford lebt in Minneapolis.

Von John Sandford erschienen:

Blinde Spiegel. Roman (41352) · Böses Spiel. Roman (43429) · Das Messer im Schatten. Roman (43398) · Die Schule des Todes. Roman (41031) · Eisnacht. Roman (42549) · Jagdpartie. Roman (44388) · Kalte Rache. Roman (43708) · Königin der Nacht. Roman (41120) · Stumme Opfer. Roman (41533) · Letzter Dreh. Roman (44058) · Spur der Angst. Roman (44432) · Nachtblind. Roman (45051) · Tödlicher Blick. Roman (45275) · Tödliche Hochzeit. Roman (45322) · Tödliches Netz. Roman (45210) · Das nackte Opfer. Roman (45645)

John Sandford

---

Das  
nackte Opfer

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Manes H. Grünwald

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe  
erschien unter dem Titel »Naked Prey«  
2003 bei G. P. Putnam's Sons, New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung 4/2004

Copyright © der Originalausgabe 2003 by John Sandford

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica/Mason

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: GGP Media GmbH

Titelnummer: 45645

Redaktion: Rainer Michael Rahn

V.B. · Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 978-3-442-45645-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für Deborah Howell,  
gleich hier zu Beginn ...



# 1

Nacht zum Donnerstag, stockdunkel, Schneetreiben. Düstere Wolken, kein Mond dahinter.

Der Buick verschwand in der Garage, und die Tür glitt zu. Der große Mann, der in seinem zerbeulten Cherokee auf der Straße herangerollt kam, schaltete die Scheinwerfer aus, bog in die Zufahrt ein und holte die Schrotflinte vom Beifahrersitz. Als er ausstieg, knirschte der Schnee unter seinen Füßen; ein Graupelschauer hatte eingesetzt, und die Eiskörnchen verursachten ein stechendes Prickeln auf seinem warmen Gesicht.

Er ging, für einen Moment voll der Sicht ausgesetzt, weiter zur Garage, blieb an der Ecke im Schatten der Außenlampe stehen.

Jane Warr schob die Seitentür der Garage auf, trat hinaus, zog mit dem Rücken zu dem großen Mann die Tür ins Schloss.

Er sagte: »Jane ...«

Sie zuckte zusammen, fuhr herum, die Hand wie schützend an die Kehle gelegt, würgte einen erstickten Schrei hervor, sank seitlich gegen die Tür. Sie starrte auf die Mündung der Schrotflinte, auf den großen Mann mit dem Bart und der kurzen Wollmütze, stammelte dann heiser: »Wer ... wer sind Sie? Was ... was wollen Sie von mir? Verschwinden Sie ...« Wirre, panische Worte.

Er trat näher auf sie zu, richtete die Flinte auf sie, sagte dann ganz langsam, wie zu einem Kind: »Jane, das hier ist eine Shotgun. Wenn Sie schreien, blase ich Ihnen das Herz aus der Brust.«

Sie sah hin. Ja, er hielt eine großkalibrige Shotgun in der

Hand, und sie war auf ihr Herz gerichtet. Sie zwang sich, ruhig zu bleiben, dachte an Deon im Haus. Wenn Deon rausschaute und sie sah ... Deon würde wissen, was man in so einer Situation tun musste. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich will mit Joe Kelly sprechen.«

Drei Sekunden Stille ... Die Schneeграупel sprenkelten den Bart des großen Mannes mit weißen Punkten. Dann sagte sie: »Joe ist nicht da.« Ein Hauch von Erleichterung in der Stimme – sie war nicht das primäre Ziel dieser Attacke, die Kugeln waren für andere reserviert ...

»Blödsinn«, knurrte der große Mann. Er deutete mit der Mündung der Waffe nach links, zum Haus hin. »Wir gehen jetzt rein, ich werde mit Joe reden, und er wird ein paar Geldscheine rausrücken müssen. Ich will Ihnen nichts antun, auch sonst keinem, ich will nur mit Joe reden. Wenn es aber Schwierigkeiten gibt, mache ich kurzen Prozess, klar?«

Er klang irgendwie vertraut, ging ihr durch den Kopf. Vielleicht einer der Typen aus Missouri, aus Kansas City? »Gehören Sie zu den Jungs aus Kansas City? Wenn's so ist, wir sind nicht ...«

»Ruhe!«, zischte der große Mann. »Gehen Sie die Treppe hoch, ins Haus rein. Und halten Sie den Mund!«

Sie machte, was er verlangt hatte. Es war nicht das erste Mal, dass ein unfreundlicher Mann in ihrer Gegenwart eine Waffe in der Hand hielt – das hatte sie schon mehrmals erlebt. Aber sie war beunruhigt. Andererseits hatte der Mann jedoch gesagt, er suche Joe. Wenn er festgestellt hatte, dass Joe nicht da war, würde er wieder verschwinden. Vielleicht jedenfalls ...

»Joe ist nicht hier«, wiederholte sie, während sie die Treppe zur Veranda hochging.

»Maul halten!«, zischte der Mann, sprach dann ganz leise weiter: »Eines habe ich da unten in Kansas City gelernt: Wenn's Ärger gibt, drück auf den Abzugshahn. Denk nicht lange über andere Lösungen nach, drück einfach ab. Eine Sache, die uns



beide verbindet, nicht wahr? Wenn Joe oder Deon irgendeinen Trick versuchen, können Sie Ihrem Arsch Lebewohl sagen.«

»Okay, okay«, murmelte sie, passte sich seinem Flüsterton an. Sie hatte nicht vor, dem Fremden jetzt noch irgendwelche Schwierigkeiten zu machen. Ihr würde ja wohl nichts passieren, sagte sie sich, es sei denn, Deon ließ sich zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Aber irgendwas war unheimlich an diesem fremden Typen. *Eine Sache, die uns beide verbindet?* Was sollte der Quatsch?

Sie gingen die Treppe zur hinteren Veranda hoch, dann über die Veranda zur Hintertür, kamen in eine Abstellkammer, dann in die Küche. Keine der beiden Türen war verschlossen. Broderick war ein kleiner Ort, und es dauerte nicht lange, bis man sich den Kleinstadt-Gepflogenheiten angepasst hatte. In der Küche roch es nach Popcorn aus der Mikrowelle und nach alten Möhrenschaln. Aus dem Wohnzimmer rief Deon Cash: »Hey!«, und sie hörten seine Schritte näher kommen; dann trat er durch die Tür, ein schlanker, knapp einen Meter achtzig großer Schwarzer in Jeans und einem Wollpullover mit Indianermuster. In der Hand hielt er eine Büchse Budweiser-Bier.

Er sah Jane, den großen Mann dahinter, und dann, eine Sekunde später, registrierte er die Shotgun. Der große Mann hatte den Lauf der Schrotflinte inzwischen auf Cashs Kopf gerichtet. »Bei der kleinsten verdächtigen Bewegung knallt's.«

»Ganz ruhig bleiben«, sagte Cash. Er stellte die Bierbüchse mit einer demonstrativ langsamen Bewegung auf die Küchentheke, hob die jetzt freien Hände ein Stück in die Höhe.

»Rufen Sie Joe.«

Cash runzelte erstaunt die Stirn, sagte dann: »Joe ist nicht hier.«

»Rufen Sie ihn«, befahl der große Mann noch einmal.

Cash hob die Schultern, rief laut: »Hey, Joe!«

Nichts rührte sich. Nach einigen langen Sekunden sagte der Mann mit der Shotgun: »Verdammt, wo ist er?«

»Er hat sich letzten Monat aus dem Staub gemacht«, sagte Warr. »Er kommt nicht zurück. Wir wissen nicht, wo er sich aufhält. Ich hab' Ihnen ja gesagt, dass er nicht hier ist.«

»Gehen Sie rüber zu Deon.« Warr tat es, und der große Mann griff mit der linken Hand in die Tasche seines Parkas und zog zwei Paar Handschellen heraus. Er warf sie vor Jane auf den Boden und sah sie an. »Legen Sie eine davon Deon an. Deon, drehen Sie sich um.«

»Verdammt, Mann ...«

»Wie Sie wollen«, sagte der große Mann. »Ich habe nicht vor, Ihnen oder Jane was anzutun, aber wenn's nicht anders geht, mach' ich's. Wir werden auf Joe warten, auch wenn's die ganze Nacht dauert.«

»Er ist nicht *hier*«, fauchte Warr wütend, »und er kommt auch nicht hierher zurück.«

»Die Handschellen«, knurrte der große Mann. »Ich weiß, wie es klingt, wenn Handschellen einrasten.«

»Verdammt, Mann ...«

»Los, machen Sie schon!« Die Mündung der Shotgun war wieder auf Cashs Kopf gerichtet, und Warr bückte sich, hob eine der Handschellen hoch, und der große Mann sagte zu ihr: »Stellen Sie sich seitlich hinter Deon, damit ich sehen kann, wie Sie es machen.« Warr drückte Cashs Handgelenke auf seinem Rücken zusammen und ließ die Handschellen einrasten.

Der große Mann schob wieder die freie Hand in die Parkata-sche und holte eine Rolle Klebeband heraus. »Fesseln Sie ihm damit die Füße.«

»Mann, Sie geh'n mir langsam auf den Keks!«, knurrte Cash. Selbst mit gefesselten Händen spielte er den zornigen Mann, auch wenn es recht einfältig wirkte.

»Immer noch besser, als tot zu sein, oder? Setzen Sie sich hin und strecken Sie die Beine aus, damit Jane Ihre Füße fesseln kann.«

Fluchend setzte Cash sich auf den Boden, und Warr kniete

sich neben ihn. Sie murmelte: »Ich habe Angst«, und Cash sagte: »Der Typ da wird uns nichts tun. Er kann sich ja umsehen, und dann wird er feststellen, dass keine wichtigen Sachen von Joe mehr im Haus sind.«

Der große Mann ließ Jane acht Windungen des Klebebandes um Cashs Füße wickeln, dann befahl er ihr, ihren Parka ausziehen und sich die Handschellen anzulegen, mit auf den Rücken gelegten Armen. Jane ließ eine Schelle um ihr Handgelenk einrasten, fummelte dann hinter dem Rücken mit der anderen herum, und der Mann mit der Shotgun forderte sie auf, sich zu ihm herumzudrehen, und als sie es getan hatte, schloss er die zweite Schelle um ihr anderes Handgelenk. Schließlich befahl er den beiden, sich bäuchlings auf den Boden zu legen, richtete dann die Shotgun auf ihre Köpfe und überprüfte, um ganz sicher zu sein, mit der freien Hand erst den Sitz von Cashs, dann von Warrs Handschellen. Nachdem diese Überprüfung zu seiner Zufriedenheit verlaufen war, streifte er ein Paar Baumwollhandschuhe über, kniete sich neben Warr auf den Boden und fesselte mit dem Klebeband ihre Füße, rutschte dann zu Cash hinüber und wickelte den Rest der Rolle um seine Unterschenkel.

Als er fertig war, sagte Cash: »So, jetzt können Sie sich ja umschauen – Joe ist nicht hier.«

»Ich glaube Ihnen das«, sagte der große Mann und stand auf. Die beiden sahen so hilflos aus, dass er beinahe Mitleid bekommen hätte, aber er unterdrückte die Regung. »Ich weiß, wo Joe ist.«

Erstauntes Schweigen. Dann fragte Cash: »Wo ist er?«

»In einem tiefen Loch in der Erde, zwei Meilen südlich von Terrebonne«, sagte der große Mann. »Wahrscheinlich würd' ich das Grab selbst nicht mehr finden. Ich habe nur nach ihm gefragt, damit ihr beiden glaubt, es gäb' ...« Er zuckte die Achseln. »Damit ihr glaubt, es gäb' noch eine Chance für euch.«

Wieder ein längeres Schweigen, dann Warr: »O Gott, Deon,

hör dir das an! Seine Stimme ...«

Cash erkannte jetzt, was los war, und sagte mit heiserer Stimme, sehr laut, aber noch nicht schreiend: »Wir haben nichts getan, Mann. Wir haben doch nichts *getan!*«

»Ich weiß *sehr gut*, was ihr getan habt«, sagte der große Mann.

»Tun Sie uns nichts«, flehte Warr. Sie wand sich auf dem Linoleumboden, versuchte, in die Rückenlage zu kommen. »Bitte tun Sie uns nichts. Ich werde den Cops sagen, was auch immer Sie verlangen.«

»Wir haben Anspruch auf eine Gerichtsverhandlung«, sagte Cash. Er drehte sich auf den Rücken, um das Klebeband um seine Fußknöchel auf seine Festigkeit zu überprüfen und dem Fremden in die Augen sehen zu können. »Bis zum Beweis des Gegenteils sind wir unschuldig!«

»*Unschuldig!*« Der große Mann zischte das Wort wütend hervor.

»Wir haben nichts getan!«, schrie Cash ihn an.

»Ich weiß, was ihr getan habt.« Die seelischen Wunden des großen Mannes brachen auf, und er fing an, auf Cash einzutreten, gegen den Rücken, in die Nierengegend, gegen den Hintern und ins Genick, und Cash versuchte, auf dem engen Küchenboden den Tritten auszuweichen, wälzte sich auf den Bauch, schrie und schrie, und der große Mann stieß wimmernde Laute aus, wie ein Mann, der nach einem Messerstich einen Blutstrahl aus seinem Hals schießen sieht, und er trat gegen Cashs Rücken, und als Cash sich herumwälzte, trat er ihm wuchtig ins Gesicht. Cashs Nase brach mit einem Geräusch, das klang, als wäre jemand auf Salzcracker getreten, und Blut spritzte auf den Boden. Auf der anderen Seite der Küche versuchte Warr verzweifelt, die Hände aus den Schellen zu ziehen und die Fußfessel zu sprengen; dabei geriet sie zwischen die Küchenstühle und warf sie um, als sie versuchte, sich hindurchzuwinden, und Cash schrie ununterbrochen, blutete heftig aus

Mund und Nase.

Schließlich gab Cash es erschöpft auf, sich herumzurollen. Sein Blut zeichnete rote Bögen auf den Linoleumboden. Der große Mann trat von ihm zurück, wischte sich mit dem Jackenärmel über den Mund, nahm dann ein Klappmesser aus der Tasche, ging hinüber zu Warr und zog sie an der Klebeband-Fessel unter dem Tisch hervor. »O Gott«, schrie Warr, »bitte, tun Sie mir nichts mit dem Messer an!«

Das tat er nicht. Er begann jedoch, ihr die Kleider vom Leib zu schneiden und in Fetzen herunterzureißen. Sie schrie, kreischte, aber der große Mann achtete nicht darauf, erledigte seine Arbeit, und schließlich lag sie, nackt bis auf die schmalen Stoffstreifen unter dem Klebeband an den Fußknöcheln, auf dem Boden. Dann machte sich der große Mann daran, Cash die Kleider vom Leib zu schneiden.

»Was machen Sie da, Mann? Was soll das?« Cash begann wieder, sich herumzurollen, und der große Mann wurde wütend und trat Cash wuchtig ins Gesicht. Cash stöhnte auf, und der große Mann rollte ihn auf den Bauch, kniete sich zwischen seine Schulterblätter, schlitzte den Pullover, das Hemd und die Jeans auf und riss die Fetzen von Cashes Leib, bis er nackt wie Warr dalag.

»Was soll das?«, keuchte jetzt auch Warr. In ihrer angsterfüllten Stimme war ein ganz klein wenig Neugier herauszuhören.

»Public Relations. Ich will den Medien die Gelegenheit zu fetten Schlagzeilen bieten.«

»Ich bring' dich um, du Drecksau«, grunzte Cash. Aus seiner gebrochenen Nase quoll immer noch Blut. »Ich schneid' dir deinen beknackten Kopf ab!«

Der große Mann ignorierte ihn. Er klappte das Messer zu, steckte es ein, packte Cash an der Fußfessel und zerrte ihn zur Tür. Cash, obwohl erschöpft vom Herumwälzen auf dem Boden, fing dennoch wieder an, sich unter dem Griff des großen Mannes zu winden, aber es nutzte nichts. Der Fremde zog das

zappelnde Bündel durch die Abstellkammer hinaus auf die Veranda, eine Blutspur hinterlassend, dann die Treppe hinunter auf den Rasen, und Cashs Kopf schlug bei jeder Stufe hart auf. »O mein Gott, Mutter, Mutter ...«, stöhnte Cash. »O mein Gott ...«

Es lag nicht viel Schnee – es hatte den ganzen Winter über nicht viel geschneit –, aber Cashs Kopf hinterließ in der rund zwei Zentimeter dicken Schneedecke eine deutliche Blutspur. Bei seinem Jeep angekommen, öffnete der große Mann die Hecktür, packte Cash am Genick und an der Hüfte und warf ihn auf die Ladefläche.

Dann ging er zurück ins Haus, lud Warr wie einen Mehlsack auf die Schulter, trug sie zum Jeep, warf sie zu Cash auf die Ladefläche und schloss die Hecktür.

Der große Mann ging noch einmal zurück ins Haus, prüfte sorgfältig, ob er etwas berührt und Fingerabdrücke hinterlassen haben könnte, fand aber nichts. Er nahm seine Shotgun, ging zum Wagen, stieg ein und fuhr los.

»Wo bringen Sie uns hin?«, schrie Warr von der Ladefläche. »O Gott, ich erfriere ...«

Der große Mann achtete nicht auf sie. Eine Viertelmeile nördlich der Stadt fing er an, nach der West Ditch Road Ausschau zu halten, einem Feldweg, der vom Highway weg nach Osten führte. Er verpasste ihn im Schneetreiben beinahe, hielt an, setzte auf der dunklen Straße zurück und bog dann in den Feldweg ein. Er kam an einem alten Farmhaus vorbei, das er bei seiner Erkundung als unbewohnt eingeschätzt hatte, aber jetzt sah er hinter einem der Fenster im ersten Stock einen schwachen Lichtschimmer. Eine Notbeleuchtung? Ansonsten waren keine Lebenszeichen zu erkennen. Sowieso zu spät, die Pläne noch zu ändern, dachte er; und außerdem, in einer so scheußlichen Nacht ... Der Wind war stärker geworden, wirbelte den Schnee vom Boden hoch. Sein Ziel lag weit genug von dem

Farmhaus entfernt, man würde ihn nicht beobachten können. Er fuhr weiter, und das schwache Licht im Fenster des Farmhauses wurde von der Dunkelheit und dem Schneetreiben verschluckt. Bei diesen Bedingungen waren allerdings auch die Orientierungspunkte nur schwer zu erkennen, die er sich eingepägt hatte ...

Er konzentrierte sich auf den Weg und den Kilometerzähler. 600 Meter nach dem Abbiegen vom Highway 36 fuhr er langsamer, schaute durch das linke Seitenfenster. Zunächst sah er nichts als vorbeiwirbelnden Schnee. Dann, rund dreißig Meter weiter, zeichnete sich undeutlich eine Baumgruppe ab, und er hielt an, stieß vorsichtig schräg zurück, wieder vor, wieder zurück, bis das Scheinwerferlicht des Jeeps auf die Baumgruppe gerichtet war.

»Was ...?«, stöhnte Cash von der Ladefläche. »Was ...?«

Der große Mann stieg aus, ging zum Heck, öffnete die Tür, griff nach der dicken Klebeband-Fessel um Cashs Fußknöchel und zog den nackten Mann wie ein Holzsplit von der Ladefläche. Cashs Schultern prallten mit einem dumpfen Schlag auf dem gefrorenen Boden auf. Der große Mann zerrte Cash weiter, zu der Baumgruppe hin.

Am Ende der Baumgruppe ragte im Lichtkegel der Scheinwerfer drohend eine mächtige Eiche auf. Zwei Seile waren über einen dicken Ast geschlungen, rund viereinhalb Meter über dem Boden. Der große Mann wankte unter dem Gewicht seiner Schlepplast. Er ließ Cash unter den baumelnden Enden eines der Seile liegen, ging dann zurück, um Warr zu holen. Sie wand sich und trat nach ihm, aber er schleifte sie wortlos zum Galgenbaum, legte sie neben Cash unter die Enden des anderen Seils.

»Das ... das können Sie doch nicht tun, Mann!«, kreischte Cash. »Das ist doch *Mord!*«

Der Wind hatte für einen Moment nachgelassen, aber die Schneegraupel peitschen weiter durch die Äste der Bäume und

brannten auf der Haut wie Mückenstiche.

»Hilf mir«, schrie Warr zu Cash hinüber. »Bitte hilf mir, bitte ...«

»Mord?« Der große Mann fauchte das Wort, mit lauter Stimme, um den Wind zu übertönen. Er trat zurück von den beiden, griff nach einem langen Ast, der aus dem Schnee ragte, zerrte ihn aus dem gefrorenen Boden, wankte zurück zu Cash. »Mord?« Er drosch mit dem Ast auf Cash ein, riss dabei Hautfetzen aus seinem Rücken und den Beinen, und der schwarze Mann rollte sich im Schnee hin und her, versuchte wegzukriechen, den Schlägen auszuweichen, und der große Mann schrie: »Mord, du gottverdammte Bestie, Mord ...«

Nach einiger Zeit war der große Mann zu erschöpft für weitere Schläge. Er warf den Ast zurück unter die Bäume, sagte dann mit keuchender Stimme zu Cash: »Mord ... Ich werde dir zeigen, was Mord ist.«

Er zog eines der Seilenden zu Cashs Kopf hinunter, schlang es eng um seinen Hals und verknotete es mehrfach im Genick. Das Gleiche machte er mit dem zweiten Seil bei Warr. Warr zitterte heftig in der Kälte.

Als er fertig war, trat der große Mann zurück, sah auf die beiden hinunter und sagte: »Gott verdamme eure unsterblichen Seelen.« Dann fing er an, am freien Ende des um Cashs Hals gelegten Seils zu ziehen. Cash hörte auf zu schreien, als die Schlinge sich um seine Kehle zuzog. Sein Körper war recht schwer, und der große Mann musste mit aller Kraft gegen das Gewicht und die Reibung des Seils am Baumast ankämpfen. Als er es nicht schaffte, den Körper ganz vom Boden hochzuziehen, umschlang er ihn mit dem linken Arm, hob ihn hoch und zog gleichzeitig mit der rechten Hand das entlastete Seil an. Cashs Füße hingen schließlich knappe fünfzehn Zentimeter über dem Boden. Er kämpfte nicht gegen den Tod an. Er hing einfach nur da. Der große Mann schlang das freie Ende des Seils um den Baumstamm und knotete es fest, überprüfte, ob es



Cashs Gewicht standhielt. Alles in Ordnung ...

Warr bettelte um ihr Leben, aber der große Mann hörte es nicht – später konnte er sich nur noch daran erinnern, dass sie immer wieder »Bitte ...« gekeucht hatte. Es half ihr nichts. Es half ihr auch nichts, dass sie gegen ihn ankämpfte; es verschaffte ihr höchstens für kurze dreißig Sekunden eine gewisse Befriedigung ...

Auch bei ihr schaffte er es nicht, sie ganz vom Boden hochzuziehen, und bei seinen Versuchen rutsche der rechte Ärmel seiner Jacke hoch und gab zwischen Saum und Handschuh ein Stück Haut am Handgelenk frei. Diese nackte Stelle geriet vor Warrs Gesicht, und sie schlug blitzschnell, wie eine Katze, die Zähne in das warme Fleisch, biss mit aller Kraft zu, bewegte dabei wie rasend den Kopf hin und her. Er ließ das Seil los, und sie sank nach unten, hielt die Zähne weiter in sein Handgelenk verbissen, zog ihn mit sich, und er kniete schließlich über ihr und hämmerte mit der linken Faust gegen die Seite ihres Kopfes, bis sie endlich losließ.

Sie stöhnte auf, als er sie wieder hochhob, dann stieß sie aus: »Wir sind nicht die Einzigen ...«

Das ließ ihn für einen Moment innehalten. »Was?«

»Sie werden kommen und dich umlegen, du Drecksau.« Sie spuckte ihm aus zehn Zentimetern Entfernung ins Gesicht. Er zuckte zusammen, legte dann aber den Arm um ihre Hüfte, hob sie hoch, mit von Blut glitschigen Handschuhen. Dann hatte er sie hoch genug angehoben, und er trat zurück, hielt das Seil fest; sie schwang frei in der Luft, und ihr Stöhnen hörte auf. Er schaffte es, sie noch zehn Zentimeter höher zu ziehen, befestigte dann das Seil am Baumstamm.

Er starrte im schwachen Licht der Scheinwerfer noch einige Minuten zu den beiden Gehängten hinüber, wie sie da im Schneetreiben sanft hin und her schwangen, mit nach vorn gesenkten Köpfen, die Körper unnatürlich in die Länge gezogen wie die Märtyrer auf einem der Bilder von El Greco ...

Dann drehte er sich um und verließ die Hinrichtungsstätte.

Sie waren inzwischen wohl tot, vielleicht dauerte es auch noch einige Minuten, bis sie endgültig den Geist aufgaben. Es war ihm egal, es spielte keine Rolle. Er fuhr langsam und vorsichtig den Feldweg zurück, dann durch Broderick und weiter nach Süden. Erst einige Meilen hinter dem Ort spürte er den Schmerz an seinem Handgelenk und das klebrige Blut, das am Unterarm entlang zum Ellbogen lief. Er streifte den Ärmel zurück und sah im schwachen Schein der Armaturenbeleuchtung, dass Warr ein Stück Fleisch aus seinem Handgelenk gebissen hatte, wie einen Zitronenschnitz, und die Wunde blutete immer noch stark.

Wenn ein Cop ihn anhielt und das sah ...

Er fuhr an den Straßenrand, wickelte mehrere Papiertaschentücher um die Wunde, klebte sie mit Tesaband aus dem Handschuhfach fest, stieg dann aus und wischte das Blut von der Hand und dem Unterarm mit Schnee ab. Den blutigen Parka warf er auf die Ladefläche des Cherokee und holte eine leichtere Jacke aus der Reisetasche auf der Rückbank.

Jetzt schnell nach Hause, dachte er. Parka und Handschuhe verbrennen, den Jeep irgendwo loswerden.

Nach Hause ...

## 2

Weather Davenport quälte sich schläfrig aus dem Bett. Das Baby weinte in seinem Zimmer, hatte Hunger, und Weather schlurfte den Flur hinunter, wollte zu ihm. Lucas wachte auf, als die Haushälterin rief: »Ich kümmere mich um ihn, Weather, bin schon unterwegs.«

»Wie schön«, murmelte Weather vor sich hin und ging zurück ins Elternschlafzimmer, setzte sich auf den Bettrand, sah

auf die Uhr.

»Stehst du auf?«, fragte Lucas.

»In fünfzehn Minuten läutet der Wecker sowieso«, antwortete sie. Sie gähnte, atmete mehrmals tief durch, stemmte sich vom Bettrand hoch und machte sich auf den Weg ins Badezimmer, streifte unterwegs das Baumwollnachthemd über den Kopf. Lucas döste unter der Steppdecke noch vor sich hin. Jenseits der hölzernen Jalousierippen vor dem Fenster auf der anderen Seite des Zimmers war nichts als Dunkelheit zu erkennen. Januar in Minnesota: Die Sonne ging um 11:45 Uhr auf und um 12:00 Uhr wieder unter, dachte er.

Er drehte sich herum, versuchte, es sich bequem zu machen, um wieder einschlafen zu können. Aber das würde ihm wohl nicht gelingen: Seit mehr als einem Monat fühlte er sich nicht gut, stand wieder einmal am Rand einer Depression, und dieser Zustand ist nun mal der ärgste Feind eines gesunden Schlafs. Es tat ihm gut, verheiratet zu sein, es war wunderbar, ein Kind zu haben. Seine Niedergeschlagenheit war nicht auf diese Veränderungen in seinem Leben zurückzuführen – sie beruhte auf einem Fehler in seinem Chemiehaushalt, und diese Fehlfunktion ließ nun mal keinen normalen Schlaf zu. Wenn es noch schlimmer wurde, musste er zum Arzt gehen. Andererseits lag es vielleicht nur an diesem öden Winter, der diesmal bereits im Oktober begonnen hatte ...

Er hörte, wie die Dusche im Bad angestellt wurde, dann polternde Schritte, als Ellen, die Haushälterin, mit dem Baby die Treppe hinunterging. Sie hatten den kleinen Jungen Samuel Kalle Davenport getauft – »Kalle«, ein finnischer Vorname, zur Erinnerung an Weathers verstorbenen Vater. Die Haushälterin war eine fünfundfünfzigjährige ehemalige Krankenschwester, die Kinder liebte. Die vier Personen hatten ein internes Arrangement getroffen, mit dem alle höchst zufrieden waren.

Nach fünf Minuten wurde die Dusche abgestellt, und Lucas setzte sich auf. Er war jetzt ganz wach; es hatte keinen Zweck,

es weiter mit Schlaf zu versuchen. Er schob sich aus dem Bett, erinnerte sich an den Wecker, nahm ihn hoch und stellte ihn ab. Weather kam aus dem Bad, rieb mit einem Handtuch ihr Haar trocken.

»Du stehst schon auf?«, fragte sie fröhlich. Sie war eine kleine, schlanke Frau, und sie war Frühaufsteherin. Es gab nichts Schöneres für sie, als vor dem Sonnenaufgang auf den Beinen zu sein und die Morgenfrische zu genießen.

»Hmmm«, murmelte Lucas und machte sich auf den Weg zum Bad, aber sie roch so gut und warm, als er an ihr vorbeikam; er legte die Arme um ihre Hüfte und hob sie hoch, gab ihr einen schmatzenden Kuss auf die Bauchdecke unter dem Nabel.

Sie lachte, strampelte, sagte dann streng: »Stell mich sofort wieder auf die Füße, du Flegel.«

»Irrer Vergewaltiger attackiert nackte Hausfrau im Schlafzimmer ...« Lucas trug sie zum Bett, ließ sie darauf fallen, warf sich im Hechtsprung neben sie, ließ seinen Händen freien Lauf.

»Bleib mir vom Leib«, sagte sie und rollte sich weg. »Lass das, Lucas, zum Donnerwetter ...« Sie gab ihm einen Klaps aufs Ohr; es schmerzte, und er tat so, als breche er unter der Wucht des Schlages zusammen. Sie stieg vom Bett, rieb weiter ihr Haar trocken, sagte: »Ihr Männer kriegt manchmal früh am Morgen so was wie eine Erektion, und dann seid ihr schrecklich stolz darauf und lasst das Dingelchen in der Luft rumwippen. Geradezu zwanghafte angeberische Zurschaustellung.«

»Du solltest die Wörter ›Dingelchen‹ und ›rumwippen‹ vermeiden«, knurrte Lucas.

»Sex am frühen Morgen ist was für Teenager, und das sind wir nicht mehr.«

Lucas rollte sich auf den Bauch. »Du hast meine Gefühle zu tiefst verletzt ...«

»Vielleicht verletzt dich das noch mehr«, sagte sie. Sie drehte ihr Handtuch zu einem Strick zusammen und schlug ihm da-

mit auf den Hintern. Das tat weh, schlimmer als der Klaps aufs Ohr vorhin, und er rollte sich schnell vom Bett, knurrte: »Krrr, nackte Hausfrau attackiert schlafenden Mann ...«

Weather lachte, trat ein Stück zurück, rollte das Handtuch wieder zum Seil, hob es drohend, korrigierte: »Nackte Hausfrau verstümmelt mit nassem Handtuch die Geschlechtsteile ihres schlafenden Mannes ...«

Dann rief Ellen, die Haushälterin, vom Fuß der Treppe: »Seid ihr beiden inzwischen aufgestanden?«

Weather und Lucas zuckten zusammen, und Weather flüsterte: »Na ja, ein Teil von dir ist tatsächlich aufgestanden, wie ich sehe ... zu welcher Ausrede, dass es noch ein Weilchen dauert, soll ich greifen?«

Weather war Chirurgin, und sie hatte fast jeden Morgen Patienten unter dem Skalpell. Für diesen Morgen waren drei Operationen vorgesehen, alle am Regions Hospital, und bei allen ging es um Verbrennungen – zwei Hauttransplantationen und der Versuch einer Kopfhauterweiterung bei einem früheren Elektrotechniker, um das verbliebene Haar rund um die Verbrennungsnarben, die vom Kontakt mit einem Strom führenden Hochspannungskabel stammten, so weit wie möglich über die Kopfhaut auszudehnen.

Als Lucas die Treppe hinunterkam, hantierte sie in hoheitsvoller Chirurginginnen-Manier in der Küche herum. Ellen hatte das Baby in einen Kinderstuhl gesetzt und schob orangefarbene Gemüsebrei in seinen Mund.

»Ich komme um drei zurück, Ellen«, sagte Weather. »Von halb acht bis mindestens zehn bin ich im OP und nicht erreichbar. Wenn's Probleme gibt, wissen Sie ja, was zu tun ist. Der Mann von Harpers kommt heute Morgen, um sich die Treppenstufen an der Veranda anzusehen ...«

Das Telefon klingelte, und alle sahen zu ihm hin. Vielleicht die Absage einer der vorgesehenen Operationen im Kranken-

haus? Lucas nahm ab. »Hallo?«

»Lucas? Hier ist Rose Marie.« Die neue Chefin der Abteilung Öffentliche Sicherheit im Stab des Gouverneurs von Minnesota ...

»Oh, ehm ...«

»Ja, ganz richtig. Wie schnell können Sie hier sein?«

»In fünfzehn Minuten«, antwortete Lucas. »Was ist los?«

»Das sage ich Ihnen, wenn Sie hier sind. Eilen Sie sich. Oh – ist Weather da?«

»Will gerade aufbrechen.«

»Lassen Sie mich kurz mit ihr sprechen.«

Lucas gab Weather den Hörer, sagte: »Rose Marie. Irgendwas ist passiert. Ich muss schleunigst hin.«

Weather säuselte einen Gruß ins Telefon, hörte einen Moment zu, sagte dann: »Ja, Lucas hat sie mir gegeben. Wir wollen heute Abend damit anfangen ... Hmm, ja, ja. Nein, wir haben nicht vor, irgendwas auszulassen, ich habe mir gestern das Stück mit der japanischen Flötistin angehört, und ...«

Noch während der Unterhaltung der beiden Frauen ging Lucas zum Wandschrank in der Diele, holte seinen Mantel und die Aktentasche heraus. Er nahm seine 45er aus der Aktentasche und steckte sie ins Holster am Gürtel, zog dann den Mantel an, hörte zu, was Weather zu seiner Chefin sagte. Rose Marie war eine überzeugte Anhängerin der Theorie, dass die Intelligenz von Kindern gefördert würde, wenn man sie mit klassischer Musik berieselte, beginnend noch im Mutterleib und endend, na ja, am besten erst, wenn sie fünfundvierzig wurden. Sie hatte ein Set von Aufnahmen entdeckt, das speziell für Kleinkinder konzipiert war. Weather hatte sich überzeugen lassen und wollte die »Behandlung« alsbald beginnen.

»Ich muss los«, sagte Lucas zu ihr, knöpfte den Mantel zu.

Weather rief: »Warte, warte«, sagte dann ins Telefon: »Ich muss Lucas Auf Wiedersehen sagen. Ich rufe Sie heute Abend wieder an.« Sie legte auf, huschte zu Lucas hin, stellte sich auf

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



John Sandford

**Das nackte Opfer**

Ein Lucas-Davenport-Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-45645-1

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2004

Als eines Morgens zwei nackte Leichen an einem Baum im nördlichen Minnesota gefunden werden, steht Lucas Davenport schnell im Brennpunkt hoch brisanter Ermittlungsarbeiten, denn die Gehängten sind eine weiße Frau und ein farbiger Mann. Das Verbrechen riecht nach Rassenhass und Lynchjustiz. Doch Davenport findet bald heraus, dass der Doppelmord vollkommen anderen Motiven entspringt. Doch die wahren Hintergründe sind nicht weniger schockierend ...

Ein neuer atemberaubender Thriller mit dem Detective Lucas Davenport.